



B

BERNHARD
KELLERMANN

**Der
Tunnel**

HIRNKOST

B

BERNHARD
KELLERMANN

**Der
Tunnel**

HIRMKOST

Originalausgabe

© 2022 Hirnkost KG, Lahnstraße 25, 12055 Berlin;

prverlag@hirnkost.de; <http://www.hirnkost.de/>

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage Juni 2022

Die Erstauflage erschien 1913 im S. Fischer Verlag, Berlin.

Vertrieb für den Buchhandel:

Runge Verlagsauslieferung; msr@rungeva.de

Privatkunden und Mailorder:

<https://shop.hirnkost.de/>

Herausgeber: Hans Frey

Lektorat: Klaus Farin

Korrektorat: Christian Winkelmann-Maggio

Layout: *benSwerk*

ISBN:

PRINT: 978-3-949452-28-4

PDF: 978-3-949452-30-7

EPUB: 978-3-949452-29-1

Hirnkost versteht sich als engagierter Verlag für engagierte Literatur.

Wir drucken nicht nur



Mehr Infos: <https://www.hirnkost.de/der-engagierte-verlag/>

Dieses Buch erschien als Band I der Reihe »Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction«. Alle Titel und weitere Informationen finden Sie hier:

<https://shop.hirnkost.de/produkt/schaetze/>



BERNHARD
KELLERMANN

**Der
Tunnel**

HIRNKOST

Bernhard Kellermann · 1879–1951

Bernhard Kellermann, geboren in Fürth, studierte ab 1899 in München zunächst an der Technischen Hochschule, später Germanistik und Malerei. Ab 1904 machte er sich einen Namen als Romanautor, als sein Debütroman *Yester und Li* außerordentlichen Erfolg erreichte und bis 1939 insgesamt 183 (!) Auflagen erlebte. Auch sein zweiter Roman *Ingeborg* erreichte 131 Auflagen. Bis zum Ersten Weltkrieg verarbeitete er seine Reisen in die USA und Japan in Romanen und Reiseberichten. Sein Roman *Das Meer* von 1910 wurde 1927 mit Heinrich George und Olga Tschechowa verfilmt. Sein Hauptwerk *Der Tunnel* von 1913 erreichte schließlich eine Gesamtauflage von über einer Million, wurde in 25 Sprachen übersetzt und viermal verfilmt.

Im Ersten Weltkrieg arbeitete Kellermann als (Kriegs-)Korrespondent des *Berliner Tageblatts*. 1920 erschien sein Roman *Der 9. November*, der sich kritisch mit dem Verhalten von Soldaten und

Offizieren gegenüber der Bevölkerung auseinandersetzte und 1933 verboten und öffentlich verbrannt wurde. Kellermann wurde aus der Preussischen Akademie der Künste ausgeschlossen, emigrierte aber nicht, sondern zog sich zurück und schrieb nur noch einige wenige unanstößige Trivialromane.

Nach dem Zusammenbruch der NS-Diktatur gründete Kellermann zusammen mit Johannes R. Becher den Kulturbund. Er wurde Abgeordneter der Volkskammer der DDR sowie Vorsitzender der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Für seinen Roman *Totentanz* erhielt er 1949 den Nationalpreis der DDR. Sein politisch-kulturelles Engagement in der DDR führte zu einem Boykott seiner Werke im westdeutschen Buchhandel. Sein Name geriet dadurch in Westdeutschland in Vergessenheit. Im Jahr 1975 produzierte allerdings der Südwestfunk eine 214-minütige Hörspielfassung des *Tunnels* in 12 Teilen, der Bayerische Rundfunk produzierte 1985 eine 75-minütige Hörspielfassung. Noch kurz vor seinem Tod 1951 rief Kellermann die Schriftsteller beider deutscher Staaten auf, sich für gesamtdeutsche Beratungen einzusetzen.

benswerk

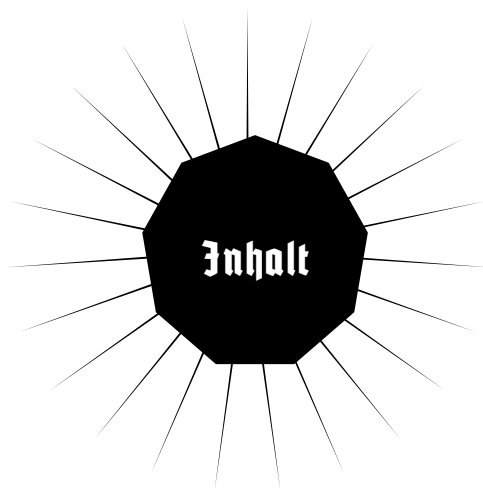
geboren 1970, lebt in Berlin. Studierte Werbegrafik und freie Kunst. Wenn sie nicht für Hirnkost layoutet, porträtiert sie das kleine Volk und andere Wesenheiten der Anderswelt, ersinnt Orakelkarten oder gestaltet andere Bücher – mit Vorliebe in den Bereichen WeirdFiction oder Phantastik. www.benswerk.com

Andreas Eschbach

geboren 1959, schreibt seit seinem 12. Lebensjahr. Er studierte Luft- und Raumfahrttechnik und arbeitete zunächst als Softwareentwickler. Bis 1996 Geschäftsführer einer IT-Beratungsfirma, lebt er seit 2003 als freier Schriftsteller in der Bretagne. Er ist verheiratet und hat einen Sohn. Zu seinen bekanntesten Romanen zählen *Das Jesus-Video*, *Die Haarteppichknüpfer*, *Eine Billion Dollar*, *Ausgebrannt*, *Herr aller Dinge* und *NSA*.

Hans Frey

geboren 1949, Germanist, Lehrer und Ex-NRW-Landtagsabgeordneter, ist in seinem »dritten Leben« Autor und Publizist. Seine Spezialität ist die Aufarbeitung der Science Fiction. Bisher veröffentlichte er ein umfangreiches Werk über Isaac Asimov, das Sachbuch *Philosophie und Science Fiction* und Monographien über Alfred Bester, J. G. Ballard und James Tiptree Jr. Seit 2016 arbeitet er an einer Literaturgeschichte der deutschsprachigen SF. Drei Bände sind bislang bei Memoranda erschienen (*Fortschritt und Fiasko*, *Aufbruch in den Abgrund* und *Optimismus und Overkill*). Für die ersten beiden Bände erhielt er den Kurd Laßwitz Preis 2021.



Zum Geleit	8
Vorwort von Andreas Eschbach	12
Erster Teil	17
Zweiter Teil	99
Dritter Teil	163
Vierter Teil	213
Fünfter Teil	293
Sechster Teil	399
Schluss	453
Nachwort von Hans Frey	465

Zum Geleit

Wir leben in einer Gegenwart des radikalen Umbruchs, der alle Bereiche der menschlichen Zivilisation durchdringt. Die Probleme scheinen uns über den Kopf zu wachsen. Wir brauchen kluge Ideen, tragfähige Lösungen, vielleicht sogar Utopien, die neue Perspektiven aufzeigen.

Vielleicht ist es gerade in dieser aufwühlenden Situation auch hilfreich, einmal innezuhalten und zurückzublicken. Denn vieles, was uns heute beschäftigt, ist nicht wirklich neu. Schon vor über einhundert Jahren machten sich Autoren und Autorinnen Gedanken über das Klima, über Armut, Wohnen, Ernährung und das Bildungssystem, ob und wie weit Technik ein Motor für den Fortschritt oder eine existenzielle Gefahr darstellen kann (beispielsweise Atomkraft, Geo-Engineering, Gentechnik). Vor allem die Autoren und Autorinnen der einst „Zukunftsliteratur“ genannten Science Fiction entwarfen wie in keinem anderen Genre sonst gesellschaftliche Utopien und Dystopien, die noch heute so gegenwärtig wirken, als wären sie gerade erst entstanden. Sie sind trotz oder vielleicht gerade wegen ihres oberflächlich antiquiert wirkenden Charmes heute noch mit Gewinn und Genuss zu lesen sind. Vierzig Perlen aus der deutschsprachigen Science Fiction möchte Ihnen diese Edition im Laufe der nächsten Jahre präsentieren.

Jedes Buch der Edition enthält den Roman selbst sowie in einigen Fällen ergänzende Texte der jeweiligen Schriftsteller und



Schriftstellerinnen. Umrahmt werden die Originaltexte von einem Vorwort namhafter Autoren und Autorinnen der Gegenwart und einem historisch-analytischen Nachwort von anerkannten Expertinnen und Experten, das vornehmlich die literaturhistorischen und zeitgeschichtlichen Hintergründe des Textes beleuchtet.

Parallel zur gedruckten Version erscheinen EPubs in allen Formaten und Vertriebsoptionen, die in der Regel zusätzliche ergänzende Materialien (etwa dazugehörige weitere Romane, Sachbücher und Essays der Autoren und Autorinnen, zeitgenössische Rezensionen und andere Leserstimmen sowie weitere Analysen) enthalten und so vor allem für die wissenschaftliche Beschäftigung eine wertvolle Bereicherung darstellen. Damit werden nicht nur die Originaltitel wieder für ein größeres Lesepublikum zugänglich gemacht, sondern auch der Forschung in bislang einzigartiger Weise sowohl historisches Quellenmaterial als auch aktuelle Analysen aufbereitet zur Verfügung gestellt.

Besonderen Wert legen wir auf die Gestaltung. Auch sie soll zum Lesen einladen, denn die von uns herausgegebenen Werke haben es allemal verdient, neue Leser und Leserinnen zu finden. So werden die Werke nicht einfach als Faksimile reproduziert, sondern komplett neu Korrektur gelesen und gesetzt.

Wir, der Verleger Klaus Farin (*1958) und der Herausgeber Hans Frey (*1949), beide Sachbuchautoren, kennen uns schon seit Jugendjahren. Wir stammen beide aus dem Herzen des Ruhrgebiets, aus Gelsenkirchen, engagier(t)en uns für eine bessere, gerechtere Gesellschaft und sind seit unserer Jugend leidenschaftliche

Science-Fiction-Leser. Als wir uns nach Jahren zufällig in Berlin wiedertrafen, wurden sofort Pläne geschmiedet. Angeregt durch die deutschsprachige SF-Literaturgeschichte von Hans Frey im Memoranda Verlag wurde die Idee geboren, eine langfristig angelegte Reihe mit wichtigen, aber fast vergessenen Originaltexten der deutschsprachigen Science Fiction zu veröffentlichen.

Aus dieser Idee ist Realität geworden. Die Reihe leistet einen wesentlichen Beitrag zur lebendigen Aufarbeitung und Bewahrung bedeutender Werke der deutschsprachigen SF. Zudem ist sie ein einzigartiges Dokument für die Vielfalt und Vielschichtigkeit des über die Jahre gewachsenen Genres.

Wahr bleibt indes auch: Ohne engagierte Leser und Leserinnen, die die Bücher kaufen und sich an ihnen erfreuen, kann das Projekt nicht gelingen. Empfehlen Sie es bitte weiter. Abonnieren Sie die Reihe. Wir unterbreiten Ihnen ein verlockendes Angebot. Greifen Sie zu!

Hans Frey, Klaus Farin





Vorwort

von Andreas Eschbach

Sucht man sich seine Lektüre wirklich selber aus? Manchmal ist mir, als sei es gerade umgekehrt – und am stärksten hatte ich dieses Gefühl bei dem Buch, das Sie gerade in Händen halten. Es hat mich geradezu verfolgt.

Davon gehört hatte ich das erste Mal ... oh, das muss noch im vorigen Jahrtausend gewesen sein. Da gebe es einen Roman, in dem jemand einen Tunnel zwischen Amerika und Europa bauen will, hörte ich irgendwann, irgendwo jemanden erzählen, und ich weiß noch, wie ich damals dachte: Na, *das* ist doch mal eine abgefahrene Idee!

Wir denken gerne, das Zeitalter der kühnen Ideen sei heute, aber weit gefehlt: Verglichen mit der Zeit, in der dieser Roman geschrieben wurde, backen wir heute ziemlich kleine Brötchen. Es sind vielleicht vernünftiger Brötchen, mit Ballaststoffen, Vollkorn aus ökologischem Anbau und energiesparend gebacken, aber eben – klein.

Vor über hundert Jahren dagegen, als Bernhard Kellermann über seinen »Tunnel« schrieb, tat er dies in einer Zeit hemmungslosen technologischen Größenwahns. Damals gab es Leute, die allen Ernstes die Meerenge von Gibraltar verschließen und das Mittelmeer leerpumpen wollten, um neues nutzbares Land und Energie aus Wasserkraft zu gewinnen: *Atlantropa* hieß dieses Projekt, das noch bis in die 1950er-Jahre diskutiert wurde. Andere wollten die *Qattara-Senke* in Ägypten über einen fünfzig Kilometer langen Kanal mit dem Mittelmeer verbinden, ebenfalls, um ein Wasserkraftwerk

zu betreiben, und nebenher aber das Klima in der gesamten Gegend zu verändern. Schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte der russische Erfinder Konstantin Ziolkowski nicht nur die theoretischen Grundlagen der Raumfahrt geschaffen (die bis heute gültig sind), sondern auch darüber nachgedacht, ob man nicht einen 36.000 Kilometer hohen Turm in der Art des Eiffelturms bauen könne, um Raumfahrzeuge ins All zu befördern, und davon ausgehend die Idee eines Weltraumlifts entwickelt. In Deutschland wollte der Ingenieur Hermann Honnef Höhenwindkraftwerke bauen, die einen halben Kilometer hoch sein sollten, und ab 1948 verfolgte man in der Sowjetunion den Plan, die sibirischen Flüsse Ob und Jenissei über einen zweieinhalbtausend Kilometer langen Kanal umzuleiten – der sogenannte *Dawydow-Plan* –, um die Gebiete um den Aralsee und das Kaspische Meer fruchtbar zu machen – ein Vorhaben, das das gesamte Klimasystem dramatisch beeinflusst hätte und erst unter Michail Gorbatschow endgültig aufgegeben wurde.

Verglichen damit klingt die Idee eines transatlantischen Tunnels schon fast wieder machbar.

Wie gesagt, ich hörte irgendwann vor langer Zeit das erste Mal von diesem Roman, staunte einen Moment – und vergaß die Sache wieder.

Doch es blieb nicht bei dem einen Mal. Immer wieder erwähnte jemand den »Tunnel« von Bernhard Kellermann, oder ich las einen Text, in dem jemand auf dieses Buch Bezug nahm, und irgendwann fiel mir auf, dass mir dieser Titel immer wieder auffiel, und ich dachte: »Hmm – vielleicht sollte ich das doch irgendwann mal lesen.«

Und schließlich – neulich! –, im Sommer 2021 nämlich, stieß ich »zufällig« auf eine preiswerte E-Book-Ausgabe des Romans *Der Tunnel* von Bernhard Kellermann, und da sagte ich mir: »Also gut,



ich ergebe mich!« und drückte den »Kaufen«-Button.

Aber womöglich – ich weiß es nicht – war es genau umgekehrt und der Roman war es, der von mir gelesen werden wollte? Denn kaum hatte ich die Datei auf meinem Lesegerät, meldete sich der Hirnkost-Verlag und fragte an, ob ich mir vorstellen könne, ein Vorwort für einen alten, klassischen SF-Roman zu schreiben. Sie hätten vor, eine ganze Reihe davon neu aufzulegen, 40 verschiedene Titel, um genau zu sein, und der Roman, für den sie gern ein Vorwort von mir hätten, sei *Der Tunnel* von Bernhard Kellermann.

In solchen Momenten zweifelt man schon, ob es so etwas wie Zufall wirklich gibt.

Ich ergab mich also in mein Schicksal, sagte zu – und las den Roman endlich.

Und wurde aufs Angenehmste überrascht. Dafür, dass der Roman so alt ist, ist er nämlich noch erstaunlich lesbar, mindestens auf dem Niveau von Jules Verne, aber wesentlich kraftvoller. Nicht nur geht der Autor erzählerisch gleich in die Vollen, man merkt auch, dass er eben gerade *nicht* der Hybris seiner Zeit verfallen ist, ganz im Gegenteil: Der technologische und wirtschaftliche Wahnsinn eines Unterfangens von solchen Dimensionen wird eindrucksvoll geschildert, in dramatischen, manchmal geradezu ekstatischen Passagen; und wir sehen auch den menschlichen Preis, den einem ein solches Vorhaben abverlangt: Wie eine Droge nimmt es den Protagonisten ganz und gar in Beschlag, und alles andere, was im Leben noch wertvoll sein könnte, verliert dagegen. Immer wieder geraten die Schilderungen zu Bildern, wie Menschen und Technik miteinander verschmelzen – in einer Szene etwa, in der einer gewaltigen

Masse von Kleinanlegern ihre Dividenden ausgezahlt werden sollen, werden die Menschen »wie eine körnige Masse« durch den Kassenraum »gepumpt«. Man erlebt mit, wie der technische Prozess Menschen verschlingt, und auch die finanziellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Dimensionen werden nicht vergessen. Zwar mutet das gesellschaftliche Bild heute überholt an und fremd, vor allem, was das Verhältnis zwischen den Geschlechtern anbelangt, aber dennoch ist es eine Geschichte, die einem im Gedächtnis bleiben wird.

Und man stelle sich meine Verblüffung vor, als ich an die Stelle kam, an der der Autor schildert, wo das europäische Ende des transatlantischen Tunnels sein sollte: in Frankreich nämlich, genauer gesagt in Finistère, und dort praktisch in Sichtweite des Hauses, in dem ich wohne ...

Zufälle? Ha!

Wie auch immer, nun halten Sie dieses Buch in Händen. Mein Rat: Blättern Sie um. Es will offensichtlich auch von Ihnen gelesen werden.





Erster Teil



Das Einweihungskonzert des neu erbauten Madison-Square-Palastes bildete den Höhepunkt der Saison, war eines der außerordentlichsten Konzerte aller Zeiten. Das Orchester umfasste zweihundertundzwanzig Musiker, und jedes einzelne Instrument war mit einem Künstler von Weltruf besetzt. Als Dirigent war der gefeiertste lebende Komponist, ein Deutscher, gewonnen worden, der für den einen Abend das unerhörte Honorar von sechstausend Dollar erhielt.

Die Eintrittspreise verblüfften selbst New York. Unter dreißig Dollar war kein Platz zu haben, und die Billettspekulanten hatten die Preise für eine Loge bis auf zweihundert Dollar und höher getrieben. Wer irgendwie etwas sein wollte, durfte nicht fehlen.

Um acht Uhr abends waren 26., 27. und 28. Straße und Madison Avenue von knatternden, ungeduldig bebenden Automobilen blockiert. Die Billethändler, die ihr Leben zwischen den Pneumatiken von tausenden Automobilen verbringen, stürzten sich, schweißtriefend trotz einer Temperatur von zwölf Grad Kälte, Bündel von Dollarscheinen in den Händen, tollkühn mitten in den endlos heranrollenden Strom wütend donnernder Wagen. Sie schwangen sich auf die Trittbretter, Führersitze und selbst Dächer der Cars und versuchten das Schnellfeuer der Motoren mit ihren heiser heulenden Stimmen zu überbrüllen.

»Here you are! Here you are! Zwei Parkettsitze, zehnte Reihe! Ein Logenplatz! Zwei Parkettsitze ...!«

Ein schräger Hagel von Eiskörnern fegte wie Maschinengewehrfeuer auf die Straße nieder. Sobald ein Wagenfenster klappte – »Hierher!« –, warfen sie sich blitzschnell wie Taucher wieder zwischen die Wagen. Während sie aber ihr Geschäft abschlossen, Geld in die Taschen stopften, gefroren ihnen die Schweißtropfen auf der Stirn.

Das Konzert sollte um acht Uhr beginnen, aber noch ein Viertel nach acht warteten unabsehbare Reihen von Wagen darauf, bei dem in Nässe und Licht schreiend rot leuchtenden Baldachin vorzufahren, der in das blitzende Foyer des Konzertpalastes hineinführte. Unter dem Lärm der Billetthändler, dem Knattern der Motoren und Trommeln der Eiskörner auf dem Baldachin quollen aus den einander blitzschnell ablösenden Cars immer neue Menschenbündel hervor, von den dunklen Mauern der Neugierigen mit stets neuer Spannung erwartet: kostbare Pelze, ein funkelndes Haargebäude, aufsprühende Steine, ein seideglänzender Schenkel, ein entzückender weiß beschuhter Fuß, Lachen, kleine Schreie ...

Der Reichtum der fünften Avenue, Bostons, Philadelphias, Buffalos, Chicagos füllte den pompösen, in Lachsrot und Gold gehaltenen überhitzten Riesensaal, der während des gesamten Konzerts von Tausenden von hastig bewegten Fächern vibrierte. Aus all den weißen Schultern und Büsten der Frauen stieg eine Wolke betäubender Parfüme empor, zuweilen ganz unvermittelt von dem nüchternen und trivialen Geruch von Lack, Gips und Ölfarbe durchsetzt, der dem neuen Raum anhaftete. Scharen und Aberscharen von Glühlampen blendeten aus den Kassetten der Decke und Emporen

über den Raum, so gleißend und grell, dass nur starke und gesunde Menschen die Lichtflut ertragen konnten. Die Pariser Modekünstler hatten für diesen Winter kleine venezianische Häubchen lanciert, die die Damen auf den Frisuren, etwas nach hinten gerückt, trugen. Gespinste, Spinngewebe aus Spitzen, Silber, Gold, mit Borden, Quasten, Gehängsel aus den kostbarsten Materialien, Perlen und Diamanten. Da aber die Fächer unausgesetzt vibrierten und die Köpfe stets in leichter Bewegung waren, so glitt fortwährend ein Glitzern und Flimmern über das dicht gedrängte Parkett, und hundertfach sprühten gleichzeitig an verschiedenen Stellen die Feuer der Brillanten auf.

Über diese Gesellschaft, ebenso neu und prunkvoll wie der Konzertsaal, fegte die Musik der alten, längst vermoderten Meister dahin ...

Der Ingenieur Mac Allan hatte mit seiner jungen Frau Maud eine kleine Loge dicht über dem Orchester inne. Hobby, sein Freund, der Erbauer des neuen Madison-Square-Palastes, hatte sie ihm zur Verfügung gestellt und Allan kostete diese Loge keinen Cent. Er war zudem nicht aus Buffalo, wo er eine Fabrik für Werkzeugstahl besaß, hierhergekommen, um Musik zu hören, für die er gar kein Verständnis hatte, sondern um eine zehn Minuten lange Unterredung mit dem Eisenbahnmagnaten und Bankier Lloyd, dem mächtigsten Mann der Vereinigten Staaten und einem der reichsten Männer der Welt, zu führen. Eine Unterredung, die für ihn von der allergrößten Bedeutung war.

Am Nachmittag, im Zuge, hatte Allan vergebens gegen eine leichte Erregung gekämpft, und noch vor wenigen Minuten, als er sich durch einen Blick überzeugte, dass die Loge gegenüber, Lloyds

Loge, noch leer war, hatte ihn die gleiche sonderbare Unruhe angefallen. Nun aber sah er den Dingen wieder mit vollkommener Ruhe entgegen.

Lloyd war nicht da. Lloyd kam vielleicht überhaupt nicht. Und selbst wenn er kam, so war damit noch nichts entschieden – trotz Hobbys triumphierender Depesche.

Allan saß da wie ein Mann, der wartet und die nötige Geduld dazu hat. Er lag in seinem Sessel, die breiten Schultern gegen die Lehne gedrückt, die Füße ausgestreckt, so gut es in der Loge ging, und sah mit ruhigen Augen umher. Allan war nicht gerade groß, aber breit und stark gebaut wie ein Boxer. Sein Schädel war mächtig, mehr viereckig als lang, und die Farbe seines etwas derben bartlosen Gesichts ungewöhnlich dunkel. Selbst jetzt im Winter zeigten seine Wangen Spuren von Sommersprossen. Wie alle Welt trug er das Haar sorgfältig gescheitelt; es war braun, weich und schimmerte an den Reflexen kupferfarben. Allans Augen lagen verschanzt hinter starken Stirnknochen; sie waren licht, blaugrau und von gutmütig kindlichem Ausdruck. Im Ganzen sah Allan aus wie ein Schiffsoffizier, der gerade von der Fahrt kam, vollgepumpt mit frischer Luft, und heute zufällig einen Frack trug, der nicht recht zu ihm passte. Wie ein gesunder, etwas brutaler und doch gutmütiger Mensch, nicht unintelligent, aber keineswegs bedeutend.

Allan vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte. Die Musik hatte keine Macht über ihn, und anstatt seine Gedanken zu konzentrieren und zu vertiefen, zerstreute und verflüchtigte sie sie. Er maß mit den Blicken die Dimensionen des ungeheuren Saales aus, dessen Decken- und Logenringkonstruktion er bewunderte. Er überflog das flimmernde, vibrierende Fächermeer im Parkett und dachte,

dass viel Geld in den Staaten sei und man hier so etwas unternehmen könne, wie er es im Kopf hatte.

Als praktisch veranlagter Mensch unternahm er es, die stündlichen Beleuchtungskosten des Konzertpalastes abzuschätzen. Er einigte sich auf rund tausend Dollar und verlegte sich hierauf auf das Studium einzelner Männerköpfe. Frauen interessierten ihn gar nicht. Dann streifte sein Blick wiederum die leere Loge Lloyds und tauchte in das Orchester hinab, dessen rechten Flügel er übersehen konnte. Wie alle Menschen, die nichts von Musik verstehen, verblüffte ihn die maschinelle Exaktheit, mit der das Orchester arbeitete. Er rückte ein wenig vor, um den Dirigenten zu sehen, dessen stabführende Hand und dessen Arm nur zuweilen über der Brüstung erschienen. Dieser hagere, schmalschulterige, distinguierte Gentleman, dem sie für diesen Abend sechstausend Dollar bezahlten, war Allan vollends ein Rätsel. Er beobachtete ihn lange und aufmerksam. Schon das Äußere dieses Mannes war ungewöhnlich. Sein Kopf mit der Haken-nase, den kleinen lebendigen Augen, dem zusammengekniffenen Mund und den dünnen, nach rückwärts stehenden Haaren erinnerte an den eines Geiers. Er schien nur Haut und Knochen zu sein und nichts als Nerven. Aber er stand ruhig inmitten des Chaos von Stimmen und Lärm und ordnete es nach Belieben mit einem Wink seiner weißen, anscheinend kraftlosen Hände. Allan bewunderte ihn, etwa wie einen Zauberer, in dessen Macht und Geheimnisse einzudringen er nicht einmal den Versuch machte. Dieser Mann schien ihm einer fernen Zeit und einer sonderbaren, unverständlichen, fremden Rasse anzugehören, die dem Aussterben nahe war.

Gerade in diesem Augenblick aber streckte der hagere Dirigent die Hände in die Höhe, schüttelte sie wie in Raserei, und in den

Händen schien plötzlich eine übermenschliche Kraft zu wohnen: Das Orchester brandete auf und verstummte mit einem Schlag.

Eine Lawine von Beifall rollte durch den Saal, hohl tobend in der ungeheuren Ausdehnung des Raumes. Allan rückte aufatmend zurecht, um aufzustehen. Aber er hatte sich getäuscht, denn drunten leiteten die Holzbläser schon das Adagio ein. Aus der Nebenloge drang noch das Ende eines Gesprächs herüber:

»... zwanzig Prozent Dividende, Mann! Es ist ein Geschäft, wie es glänzender ...«

Und Allan war gezwungen, wieder ruhig zu sitzen. Er begann abermals, die Konstruktion der Logenringe zu studieren, die ihm nicht ganz verständlich war. Allans Frau dagegen, selbst angehende Pianistin, ergab sich mit ihrem ganzen Wesen der Musik. An der Seite ihres Gatten erschien Maud zart und klein. Sie hatte den feinen braunen Madonnenkopf in den weißen Handschuh gestützt, und ihr transparent leuchtendes Ohr trank die Tonwellen, die von unten herauf, von oben herab, von irgendwoher kamen. Die ungeheure Vibration, mit der die zweihundert Instrumente die Luft erfüllten, erschütterte jeden Nerv an ihrem Körper. Ihre Augen waren geweitet und ohne Blick in die Ferne gerichtet. So stark war ihre Erregung, dass auf ihren zarten, glatten Wangen kreisrunde rote Flecke erschienen.

Nie, so schien es ihr, hatte sie Musik tiefer empfunden, nie hatte sie überhaupt je solche Musik gehört. Eine kleine Melodie, ein unscheinbares Nebenmotiv konnte eine nie gekannte Helligkeit in ihrer Seele wecken. Ein einzelner Klang konnte eine unbekante, verborgene Ader von Glück in ihr anschlagen, dass es hell daraus strömte und sie im Innern blendete. Und alles Gefühl, das diese

Musik in ihr auslöste, war reinste Freude und Schönheit! All die Gesichte, die ihr die Musik entgegenbrag, waren in Helligkeit und Verklärung getaucht und schöner als jede Wirklichkeit.

Mauds Leben war ebenso schlicht und einfach wie ihre Erscheinung. Es gab weder große Ereignisse noch besondere Merkwürdigkeiten darin und glich dem von Tausenden von jungen Mädchen und Frauen. Sie war in Brooklyn, wo ihr Vater eine Druckerei besaß, geboren und auf einem Landgut in den Berkshire Hills von ihrer sie verzärtelnden Mutter, einer geborenen Deutschen, erzogen worden. Sie hatte eine gute Schulbildung genossen, zwei Sommer lang Vorlesungen an der Summerschool von Chautauqua gehört; sie hatte eine Menge von Weisheit und Wissen in ihren kleinen Kopf hineingesteckt, um es wieder zu vergessen. Obwohl nicht übermäßig musikalisch begabt, hatte sie sich auf dem Klavier ausgebildet und ihr Studium in München und Paris bei ersten Lehrern abgeschlossen. Sie war mit ihrer Mutter auf Reisen gewesen (der Vater war lange tot), sie hatte Sport getrieben und mit jungen Männern geflirtet wie alle jungen Mädchen. Sie hatte eine Jugendschwärmerei gehabt, an die sie heute nicht mehr dachte; sie hatte Hobby, dem Architekten, der sich um sie bewarb, einen Korb gegeben, weil sie ihn nur wie einen Kameraden lieben konnte, und sie hatte den Ingenieur Mac Allan geheiratet, weil er ihr gefiel. Noch vor ihrer Verheiratung war ihre kleine, angebetete Mutter gestorben, und Maud hatte bittere Tränen vergossen. Im zweiten Jahr ihrer Ehe hatte sie ein Kind geboren, ein Mädchen, das sie abgöttisch liebte. Das war alles. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt und glücklich.

Während sie in einer Art von herrlicher Betäubung die Musik genoss, erblühte wie durch einen Zauber ein Reichthum von

Erinnerungen in ihr, einander scheinbar willkürlich ablösend, alle sonderbar klar, alle merkwürdig bedeutungsvoll. Und ihr Leben erschien ihr plötzlich geheimnisvoll, tief und reich. Sie sah die Züge ihrer kleinen Mutter in unendlicher Vergeistigung und Güte vor sich, aber sie empfand keine Trauer dabei, nur Freude und unaussprechliche Liebe. Als weilte die Mutter noch unter den Lebenden. Gleichzeitig erschien ihr eine Landschaft in den Berkshire Hills, die sie als Mädchen häufig auf dem Rade durchquert hatte. Aber die Landschaft war voll geheimnisvoller Schönheit und von einem merkwürdigen Glänzen erfüllt. Sie dachte an Hobby, und im gleichen Augenblick sah sie ihr Mädchenzimmer, das vollgestopft mit Büchern war, vor sich. Sie sah sich selbst, wie sie am Klavier saß und übte. Aber unmittelbar darauf tauchte Hobby wieder auf. Er saß neben ihr auf einer Bank am Rande eines Tennisplatzes, der schon so dämmerig war, dass man nur die weißen Streifen der Courts noch unterscheiden konnte. Hobby hatte ein Bein übergeschlagen und klopfte mit dem Rackett auf die Spitze seines weißen Schuhs und plauderte. Sie sah sich selbst, und sie sah, dass sie lächelte, denn Hobby sprach nichts als verliebten Unsinn. Aber eine heitere, übermütige, ein wenig spöttische Passage wehte Hobby hinweg und rief ihr jenes fröhliche Picknick ins Gedächtnis zurück, bei dem sie Mac zum ersten Mal gesehen hatte. Sie war zu Besuch bei Lindleys in Buffalo, und es war im Sommer. Im Wald standen zwei Autos, und sie waren im Ganzen wohl ein Dutzend Damen und Herren. Jedes einzelne Gesicht erkannte sie deutlich wieder. Es war heiß, die Herren waren in Hemdsärmeln, und der Boden brannte. Nun aber sollte Tee gekocht werden und Lindley rief:

»Allan, wollen Sie das Feuer anmachen?«

Und Allan antwortete:

»All right!«

Und Maud schien es jetzt, als hätte sie schon damals seine Stimme geliebt, seine tiefe, warme Stimme, die im Brustkorb resonierte. Da sah sie nun, wie Allan das Feuer zurechtmachte. Wie er still, unbeachtet von allen, Äste zerbrach, zerknackte, wie er arbeitete! Sie sah, wie er mit aufgestülpten Hemdsärmeln vor dem Feuer kauerte und es behutsam anblies; und plötzlich entdeckte sie, dass er auf dem rechten Unterarm eine blassblaue Tätowierung trug: gekreuzte Hämmer. Sie machte Grace Gordon darauf aufmerksam. Und Grace Gordon (dieselbe, die neulich den Eheskandal gehabt hat) sah sie erstaunt an und sagte:

»Don't you know, my dear?«

Und sie berichtete ihr, dass dieser Mac Allan der »Pferdejunge von Uncle Tom« war, und erzählte das romantische Jugenderlebnis dieses braunen, sommersprossigen Burschen. Da kauerte er, ohne sich um all die schwätzenden, fröhlichen Menschen zu kümmern, und blies das Feuer an, und sie liebte ihn in diesem Augenblick. Gewiss tat sie es, sie wusste es nur nicht, bis heute. Und Maud überließ sich nun ganz ihrem Gefühl für Mac. Sie erinnerte sich an seine merkwürdige Werbung, an ihre Trauung, die ersten Monate ihrer Ehe. Dann aber kam die Zeit, da ihr Mädchen, die kleine Edith, zur Welt kam. Nie würde sie Macs Fürsorge vergessen, jene Zärtlichkeit und Ergebenheit in dieser Zeit, die für jede Frau ein Maßstab der Liebe des Mannes ist. Es zeigte sich plötzlich, dass Mac ein fürsorgliches, ängstliches Kind war. Nie würde sie diese Zeit vergessen, in der sie sah, wie wahrhaft gut Mac war! Eine Welle von Liebe strömte durch Mauds Herz und sie schloss die Augen. Die Gesichte, die

Erinnerungen versanken und die Musik trug sie fort. Sie dachte nichts mehr, sie war ganz Empfindung ...

Ein Getöse, wie von einer einstürzenden Mauer, brach plötzlich an Mauds Ohr, und sie erwachte und holte tief Atem. Die Symphonie war zu Ende. Mac war schon aufgestanden und reckte sich, die Hände auf der Brüstung. Das Parkett brandete und toste. Und Maud stand auf, ein wenig schwindlig und benommen, und begann ganz plötzlich wild zu applaudieren.

»So klatsche doch, Mac!«, jubelte sie außer sich, das Gesicht glühend rot vor Erregung.

Allan lachte über Mauds ungewöhnliche Aufregung und klatschte einige Mal laut in die Hände, um ihr eine Freude zu machen.

»Bravo! Bravo!«, rief Maud mit ihrer hellen, hohen Stimme und beugte sich mit vor Erregung feuchten Augen weit über die Logenbrüstung.

Der Dirigent trocknete sich das magere, vor Erschöpfung bleiche Gesicht ab und verbeugte sich wieder und wieder. Als aber der Beifall nicht enden wollte, deutete er mit ausgebreiteten Händen auf das Orchester. Diese Bescheidenheit war offenbar geheuchelt und erweckte Allans unausrottbaren Argwohn gegen Künstler, die er nie für volle Menschen nehmen konnte und, offen heraus gesagt, für unnötig hielt. Maud aber schloss sich dem neuen Beifallssturm hingerissen an.

»Meine Handschuhe sind geplatzt, sieh, Mac! Was für ein Künstler! War es nicht wunderbar?«

Ihre Lippen waren verzückt, ihre Augen leuchteten hell wie Bernstein, und Mac fand sie ungewöhnlich schön in ihrer Ekstase. Er lächelte und erwiderte, ein wenig gleichgültiger, als er eigentlich wollte:

»Ja, das ist ein großartiger Bursche!«

»Ein Genie ist er!«, rief Maud und klatschte begeistert. »In Paris, Berlin, London habe ich nie so etwas gehört ...«

Sie brach ab und wandte das Gesicht der Tür zu, denn Hobby, der Architekt, trat in ihre Loge.

»Hobby!«, schrie Maud, immer noch klatschend, denn sie wollte, wie tausend andere, den Dirigenten nochmals herausrufen. »Klatsche, Hobby, er muss nochmals heraus! Hip! Hip! Bravo!«

Hobby hielt sich die Ohren zu und ließ einen ungezogenen Gasenbubenpfeiff hören.

»Hobby!«, schrie Maud. »Wie kannst du dich unterstehen!«

Und sie stampfte empört mit dem Fuß auf.

In diesem Moment ließ sich der Dirigent, schweißstriefend, das Taschentuch im Nacken, nochmals sehen, und sie klatschte von Neuem rasend.

Hobby wartete, bis der Lärm nachließ.

»Die Leute sind vollständig verrückt!«, sagte er dann mit einem hellen Lachen. »So etwas! Ich habe ja nur gepfiffen, um Lärm zu machen, Maud. Wie geht es dir, Girl? And how are you, old Chap?«

Erst jetzt hatten sie Muße, sich richtig zu begrüßen. Die drei verband in der Tat eine aufrichtige und selten innige Freundschaft. Allan kannte recht wohl die früheren Beziehungen Hobbys zu Maud, und obwohl nie ein Wort darüber gesprochen wurde, verlieh dieser Umstand dem Verhältnis zwischen den beiden Männern besondere Wärme und einen eigenen Reiz. Hobby war noch immer ein wenig in Maud verliebt, war aber taktvoll und klug genug, es sich nie anmerken zu lassen. Allein Mauds sicherer weiblicher Instinkt ließ sich nicht täuschen. Sie genoss Hobbys Liebe mit leisem

Triumph, der zuweilen in ihren warmen braunen Augen zu lesen war, und entschädigte ihn mit einer aufrichtigen schwesterlichen Zuneigung. Sie hatten sich alle drei in verschiedenen Lebenslagen, voller Freude, sich nützlich sein zu können, Dienste erwiesen, und besonders Allan fühlte sich Hobby gegenüber zu großem Danke verpflichtet: hatte doch Hobby ihm vor Jahren zu technischen Versuchen und zur Errichtung seiner Fabrik fünfzigtausend Dollar verschafft und für diese Summe persönliche Bürgschaft geleistet. Hobby hatte ferner in den letzten Wochen Allans Interessen vor dem Eisenbahnkönig Lloyd vertreten und das bevorstehende Rendezvous vermittelt. Hobby hätte alles für Allan getan, was überhaupt möglich war, denn er bewunderte ihn. Schon in der Zeit, da Allan nichts geschaffen hatte als seinen Diamantstahl Allanit, pflegte Hobby zu all seinen Bekannten zu sagen:

»Kennen Sie übrigens Allan? Der das Allanit erfand? Nun, Sie werden noch hören von ihm!«

Die Freunde sahen einander jährlich einige Mal. Die Allans kamen nach New York oder Hobby besuchte sie in Buffalo. Im Sommer verlebten sie regelmäßig drei Wochen zusammen auf Mauds bescheidenem Landgut Berkshirebrookfarm in den Berkshire Hills. Ein jedes Wiedersehen war für sie ein großes Ereignis. Sie fühlten sich um drei, vier Jahre zurückversetzt, und alle jene fröhlichen und vertrauten Stunden, die sie zusammen verbracht hatten, wurden irgendwie lebendig in ihnen.

Diesen ganzen Winter hindurch hatten sie sich nicht gesehen, und ihre Freude war umso lebhafter. Sie musterten einander von oben bis unten wie große Kinder, und beglückwünschten sich in heiterem Ton zu ihrem Aussehen. Maud lachte über Hobbys